

## Eigennamen im sprachlichen Handeln Ludger Hoffmann (Dortmund)

### 1. Historische Einleitung

Am Anfang der westlichen Sprachphilosophie stehen Name und Prädikat, Onoma und Rhema. Der Name erscheint bei Platon und Aristoteles als Benennung des Gegenstands, über den im Rhema etwas ausgesagt wird; beide erst konstituieren die wahrheitsfähige Aussage der aristotelischen Logik. Leitend ist also eine funktionale Bestimmung, noch vor einer Klassifizierung von Wörtern im Rahmen eines grammatischen Systems, wie sie Dionysios Thrax gibt. Eine wahrheitsfähige Aussage setzt eine gelingende Subjektion voraus. Das einfachste Mittel ist ein Eigenname, dessen Person-/Objektbezug gesichert ist.

Die Erkenntnis dessen, was ein und derselbe Ausdruck an unterschiedlichen Funktionsstellen leistet, kurz: das Geschäft der Syntax (etwa seit der Stoa), mußte zu einer terminologischen Ausdifferenzierung führen. Dionysios Thrax im 2. Jh. v.Chr. unterscheidet "Onoma Kyrion" (eigentlicher, spezifischer Name, "Nomen proprium" bei Priscian) von "Onoma Prosegorikon" (allgemeine Eigenschaft, "Nomen Appellativum" bei Priscian). Vom Nomen ist allerdings bis heute in jener Ungeschiedenheit der Anfangszeit die Rede, und die Verwendung oszilliert lange zwischen Wortart und syntaktischer Funktion, während der Terminus 'Substantiv' eher wortartspezifisch gebraucht wird.

Die Benennungsfunktion wird beiden zuerkannt: mit dem Nomen Proprium wird ein Individuum, mit dem Nomen Appellativum eine Gattung/Klasse benannt. Von den Appellativa trennt man die Stoffnamen, die sich auf ein Substanzquantum beziehen.

Die klassische Version der Benennungstheorie hat John Stewart Mill geliefert: Echte Eigennamen kommen Individuen zu und haben keine "Konnotation" (Intension, Bedeutung), Kennzeichnungen mit Appellativa denotieren einen Gegenstand, indem sie eine seiner Eigenschaften mitbezeichnen ("connote"). Bis heute finden wir die Redeweise von Eigennamen als lautlichen 'Etiketten', die an den Dingen 'haften' und 'keine Bedeutung haben' (Ihre Bedeutung ist ihre Extension). Dies ist eine Metapher, das französ. Ursprungswort bezieht sich auf 'Eingekerbtetes', 'Eingestecktes', 'Festgemachtes', seit dem 17. Jh. auch auf fixierte gesellschaftliche Verhaltensregeln. Damit wird die Beziehung zwischen Name und Ding als gesellschaftlich hergestellte gekennzeichnet.

Bühler zählt Eigennamen wie Gattungsnamen zum "Symbolfeld" der Sprache und resümiert, dass "ein Begriff entweder nach Art oder nach Umfang 'begreifend', d.h. fassend sein kann" (1934, 234), während mindestens "die Einschränkung des Umfangs auf ein Individuum [...] einen Namen zum *Eigennamen* macht." (235). Für Bühler verfährt das "sprachliche Darstellungsgerät" (151) indirekt,

"die Nennwörter sind Gegenstandssymbole. Aber ebenso wie die Farben des Malers einer Malfläche, so bedürfen die sprachlichen Symbole eines Umfeldes, in dem sie angeordnet werden. Wir geben ihm den Namen *Symbolfeld* der Sprache." (150f.)

Was für das Zeigfeld die "Situation", ist hier der sprachliche "Kontext", d.h. syntaktische wie lexikalische Relationen, z.B. Leerstellen von Wortklassen, Reihenfolge, Stoffhilfen, Konnotationen, die gerade auch situationsentbunden (in dem, was Bühler "Sprachwerk" nennt) zum Tragen kommen. Sie alle helfen, die "prinzipielle Offenheit sprachlicher Fassungen von Gegenständen und Sachverhalten" (172) zu kompensieren. Der Sprecher-Hörer-Austausch bedarf des ergänzenden, konstruierenden Mitdenkens.

Eine Verbindung zur Deixis zeigt sich in der Einführungssituation: das Individuum ist schon vorhanden (nicht erst begrifflich oder definitorisch zu konstituieren), ihm wird im Tauf-/Benennungsakt der Name zugewiesen: "Die Eigennamen werden deiktisch ausgeteilt." (236) Dies sieht Bühler analog zum "symphysischen Umfeld", dass die Funktion etwa von Namen auf Wegweisern oder Produktetiketten als unterscheidende "Marken" bestimmt. Die "angehefteten" Namen haben gerade keinen solchen Kontext, sie sind mit dem Gegenstand verwachsen, "symphysisch" verbunden. Gemeinsam ist ihnen, dass sie "vom Leser die Befolgung einer deiktischen Vorschrift verlangen, damit er das Genannte findet" (161). Somit erhalten sie für Bühler, der ja zwischen Zeigen und Nennen, Zeigfeld und Symbolfeld unterscheiden will, eine "sematologisch höchst merkwürdige Zwitterstellung" (161). Eigennamen können wie Artnamen verwendet werden (alle aus einer Gruppe, die *Karl heißen*) oder in diese Klasse übergehen (Beispiel: *Caesar* -> *Kaiser*). Wenn Gutterer 1984 behauptet, dass sie in der Namengebung oder der typischen individuenbezeichnenden Verwendung von Bühler als Zeigwörter betrachtet werden, so ist das ein Missverständnis. Dagegen spricht ihre Klassifikation als Nennwörter, ferner Passagen, in denen die Differenz zur Deixis verdeutlicht wird, etwa im Origo-Kapitel, wo die Selbstidentifikation eines Besuchers an der Tür mittels *ich* (basierend auf Stimmcharakteristika) oder mittels Eigenname (basierend auf der Tatsache, "dass dies Sprachzeichen aus irgend welchen Sprechers Munde kommen kann" (114)) beschrieben wird. In der Benennungssituation wird mit dem Namen der Bezug auf den Träger allererst etabliert, während eine Deixis die Orientierung auf ein kopräsenten Individuum synchronisiert; der Name wird hier prädiert, ist selbst weder deiktisch, noch stellt er einen Bezug her.

Die Befangenheit in der begrifflichen Perspektive hat Bühler dafür verantwortlich gemacht, dass Fortschritte in der Namenfrage ausblieben. Mills hatte Eigennamen eine Intension abgesprochen. Damit stellte sich allerdings das Problem leerer Eigennamen (*empty names*) wie *Odysseus*, deren Gebrauch auch ohne Träger sinnvoll ist. Und so wurden verschiedene Varianten von Kennzeichnungstheorien entwickelt, die den Sinn eines Eigennamens mit dem Sinn einer Kennzeichnung identifizierten oder Eigennamen als verkürzte Kennzeichnungen betrachteten. Frege hatte bereits vorgeschlagen, >Aristoteles< als 'der Schüler Platons' zu rekonstruieren, Russell rekonstruierte >Romulus< als 'derjenige, der Remus getötet hat' und sah den Objektbezug letztlich durch Deixis (*dies*) als Bezeichnung eines Datums der Wahrnehmung gesichert. Die Extension kann über das Zutreffen der Kennzeichnung auf einen Gegenstand bestimmt werden. *Aristoteles hat nicht existiert* bedeutet dann, dass kein x

existiert hat mit den Eigenschaften, die Aristoteles zugewiesen sind. Doch wie kann von Nicht-Existentem ausgesagt werden, es existiere nicht? Quine versuchte die Eigennamen durch Rekonstruktion als allgemeine Terme -  $Fa \leftrightarrow \exists x (x=a \wedge Fx)$  - zu eliminieren. Existiert der Träger, so gilt stets:  $\exists x (...x)$ , womit ein Referenzkriterium vorliegt ("Sein heißt Wert einer Variable sein"). Doch welche Kennzeichnung ist ausschlaggebend? Vielleicht hat Aristoteles im Sinne >des Schülers von Platon< existiert, nicht aber i.S. des >Lehrer Alexanders<. Auf solche Probleme reagieren die Versuche der sprachanalytischen Tradition (z.B. von Searle, Zimk 1993), Eigennamen als Bündel einschlägiger Kennzeichnungen bzw. prominenter Deskriptionen ('geboren 384 v.Chr. in Stageira und erhielt den Namen Aristoteles') aufzufassen, um sie einer einfachen logischen Rekonstruktion zugänglich zu machen (vgl. auch Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 79). Doch welche Kennzeichnung ist prominent? Wenn in

(1) Aristoteles war Alexanders Lehrer.  
 (2) Aristoteles war der Begründer der peripatetischen Schule.  
 die Kennzeichnung mit dem Namen gleichbedeutend ist, wären sie tautologisch. Sie besagen aber, dass die Person, die unter dem Namen Aristoteles bekannt ist, zusätzlich die prädierte Eigenschaft hat. Und das kann sich natürlich als falsch erweisen. Es kann sich zeigen, dass Aristoteles ein Eremit war, jemand anders Alexander erzogen hat, die Tradition fälschlich den Namen *Aristoteles* zwei Philosophen angehängt hat, die tatsächlich *Thersites* und *Denon* hießen und gemeinsam die bekannten Schriften und einige mehr verfaßt haben etc. Repräsentiert der Name den Träger direkt, wie es die naive Namentheorie behauptet, haben wir das Problem nicht, wohl aber eines mit

(3) Niemand weiß, ob Odysseus gelebt hat.  
 (4) Odysseus hat nie gelebt.

Die Sätze scheinen wahr zu sein, obwohl dem Namen *Odysseus* wahrscheinlich außerhalb von Homers Werk kein Träger entspricht und der semantische Beitrag des Namens zur Satzbedeutung unklar ist. (4) besagt:

(5) Ein X mit Namen Odysseus hat nie gelebt.  
 (6) Jemand mit den (aus Homers Werk bekannten) Eigenschaften, die wir dem Träger des Namens Odysseus zuordnen, hat nie gelebt.

Und wenn wir *Kolumbus* als den Entdecker Amerikas rekonstruiert haben und sich herausstellt, dass der Entdecker ein Wikinger war, heißt der dann Kolumbus? Die Synonymieannahme bereitet also Probleme und Name und Träger allein reichen auch nicht. Nehmen wir ein Bündel Deskriptionen an, fragt sich, welche es sein sollen, die als 'wesentlich' gelten können (die in (1), die in (2), eine andere?). Reicht schon *x heißen* als Basisprädikat oder ist dies auch tautologisch? Der Bezug auf eine Welt scheint unverzichtbar. Tugendhat hat ihn wieder ins Spiel gebracht, als er die objektive raum-zeitliche Lokalisierung

von Gegenständen über eine Deixis im Wahrnehmungsraum zur letztlichen Grundlage des Gebrauchs "singulärer Termini" in prädikativen Aussagen machte; auf solche Situationen mit ihren raum-zeitlich fixierten Wahrnehmungsstellen müsse zur Verifizierung immer zurückgegangen werden können. Namen in Fiktionen wären ein abgeleiteter Fall, der das Problem stellt, was nicht-existente Gegenstände 'sind'. Der Name Kolumbus ist trotz aller Entdeckungen der Historiker geblieben und scheint noch immer dieselbe Person fest zu bezeichnen. So stellen kausale Eigennamentheorien - prominent die Theorie von Kripke - die referentielle Kette in den Mittelpunkt. Ein Eigenname wird durch einen formellen Akt - ostensiv oder deskriptiv - in einer geteilten Wahrnehmungssituation eingeführt und mit seinem Bezug weitergegeben; dabei bleibt die Beziehung zwischen Name und Ding fest, unabhängig von wechselnden Beschreibungen, unabhängig auch von der jeweiligen Identifizierungsfähigkeit der Sprecher. Demnach kann man also einen Namen auch dann angemessen verwenden, wenn man nicht über eine eindeutig identifizierende Kennzeichnung verfügt. Denn Objektwissen kann sich ändern, etwa durch wissenschaftlichen Fortschritt oder neue historische Erkenntnisse, ohne dass dies die Beziehung Name - Träger zerstört. Entscheidend ist allein die Weitergabe in der Kette. Umstritten bleibt, ob ein Eigenname nur bei Kenntnis wenigstens der Art des Dings angemessen verwendet werden kann oder Eigennamen in der Art ihres Gegebenseins einen 'Sinn' haben. Problematisch bleiben kontrafaktische Sätze:

(7) Wäre Aristoteles nicht gestorben, hätte er einen Lehrstuhl am MIT.

Muß man schon wissen, dass Sokrates ein Mensch ist oder (im Deutschland der neunziger Jahre auch) ein universitäres Förderungsprogramm bezeichnet? Ein Irrtum darüber blockiert das Verstehen. Daher nimmt Evans 1982 an, dass die Referenzkette auch die Weitergabe einiger relevanter Informationen beinhalten muß. Privates Meinen kann es - im Sinne Wittgensteins - nicht geben, der Sprachgebrauch ist an die Sprachgemeinschaft und - dies geht über den dominanten Nominalismus hinaus - ihr Wissen und ihre Kenntnis gebunden.

Für den Logiker, der lieber mit Variablen als mit Individuenkonstanten hantiert, beschränkt der Eigenname die Extension auf genau ein Individuum mit dem nur ihm zukommenden Bündel von Eigenschaften. Den notwendigen Weltbezug stellt er durch eine deiktische Komponente als Rückbindung an die Einführungssituation her, etwa in Gestalt des "dthat"-Operators (vgl. Lerner & Zimmermann 1991).

## **2. Eigennamen: Von der Form zur funktionalen Bestimmung**

Eigennamen erreichen ihren Zweck - die Identifizierung eines Gegenstands durch Rekurs auf eine spezifische Kenntnis - in einem Zug, ohne Syntax. Das unterscheidet sie von den Gattungsnamen und verbindet sie mit Anapher und Persondeixis, die ihrerseits spezifische Wahrnehmungs-, Wissens- oder Vorstellungsverfahren verlangen.

Eigennamen haben phonologische, morphologische und syntaktische Beson-

derheiten. Ihre Eigenheiten wären sprachspezifisch in einem Namenlexikon zu verzeichnen, erweitert durch Merkmale, die sie aus anderen Sprachen mitbringen. So werden Eigennamen in vielen Sprachen etwa durch den Artikelgebrauch von Gattungsnamen abgegrenzt, (Ortsname: *Neustadt*, Appellativ: *die Neustadt*). Eigennamen unterliegen in der Gruppe der Substantive historischen Sonderentwicklungen. So hat sich seit dem 18. Jahrhundert im Deutschen die Kasusflexion stark reduziert; kompensatorisch wurde der definite Artikel eingesetzt (*die Geschichte des Bertolt Brecht*). Strikt flektiert wird hingegen der pränominaler Genitiv (*Kripkes Theorie* versus *Kripke-Theorie* als Kompositum). Dieser Genitiv erbringt eigenständig die Leistung der Determination. Namen sind meist Singulariatantum. Eine Besonderheit bilden Pluralbildungen bei Personennamen: mit *den Lehmanns, Weizsäckers* bezieht man sich auf eine diskrete Vielheit. Gemeint ist die Menge der Personen, die den Namen tragen, eine Gruppe, die durch Verwandtschaftsbeziehungen oder zufällige Namensgleichheit konstituiert ist. Damit funktioniert der Plural analog zum Gattungsnamen. Eigennamen als Pluraliatantum (*die Alpen*) sind nur eine formale Spielart. Nicht in allen Sprachen zeigen Eigennamen eine Numerusopposition. Das Somali z.B. kennt für sie weder Pluralformen noch Determinative, nur Vokative werden morphologisch markiert (mask.: *-ow*; fem.: *-y*). Zu einer subtilen Binnendifferenzierung im Bereich des Gemeinten kann die Genusopposition dienen. Im Englischen haben Ländernamen das Genus Neutrum, wenn das Land als geographische Einheit behandelt wird, während sie in ökonomischer oder politischer Verwendung das Femininum erhalten können:

- (8) Here is a map of France. **It** is one of the largest countries of Europe.  
 (9) England is proud of **her** poets. (aus: Quirk et al. 1985, 318)

Da Eigennamen funktional autonom und inhärent definit sind, kann ein Ausdruck der Determination fehlen. Ein Phrasenausbau ist im Deutschen vor allem durch appositive Attribuierung (Adjektiv, appositiver Relativsatz) oder die Juxtaposition eines Nomen Invariants möglich: ein Vorname wird einem Familiennamen unmittelbar vorangestellt (*Hans Meier*). Der Nachname restringiert ursprünglich den Bezugsbereich des Vornamens, wird dann aber Kopf der Konstruktion (*Roman Herzogs Bildungsrede*). In manchen Dialekten ist die Abfolge von Namen umgekehrt (*Meier Kurt* Pfälzisch), oder es wird der restringierende Teil als pränominaler Genitiv konstruiert (*Meiers Kurt* im Westfälischen). Neben appositiven Attributen (*die clevere Carla*), die ein zusätzliches Prädikat installieren, finden sich (selten) restriktive Attribute, die in die Gegenstandsidentifizierung mit dem Namen funktional integriert sind:

- (10) Der alte Einstein würfelte nicht.

Die restriktive Verwendung präzisiert die Anwendung der Satz-Prädikation, im Beispiel auf die Existenzphase des Alters. Im Deutschen (anders etwa im

Englischen) muß die entstehende kompositionale Einheit als Phrase durch den definiten Artikel gekennzeichnet werden. Die Determination ist explizit zu kennzeichnen, so dass sich eine voll ausgebaute Nominalphrase (mit den Standard-Integrationen) ergibt. Die Kombination mit indefinitem Artikel

(11) Ein fröhlicher Helmut Kohl stellte sich der Presse.

ist (gegen Kolde 1995, 405) nicht als restriktiv zu werten. Der Name reicht zur Personidentifizierung; neu einzuführen - unerwartet, kontingent - ist seine Verbindung mit dem Attribut *fröhlich*. Der komprimierten Struktur liegt zugrunde: 'x= Helmut Kohl und x = fröhlich (in der Situation S)'. Helmut Kohl wird nicht als unbekannt unterstellt (*ein Helmut Kohl*), es tritt eine Dissoziation in der Phrase ein. Davon zu unterscheiden ist die regional im Deutschen (besonders im Süddeutschen) und Französischen verbreitete Kombination definiter Artikel + Personname, bei der die Distanz zum Träger "von 'vertraut' bis 'abwertend' reichen kann" (Kolde 1995, 404):

(12) Hol mal den Peter! Der Müller hat wieder alles vermasselt.

Der Bedarf nach einem Namen ergibt sich, wenn derselbe Gegenstand repetitiv im Diskurs zu aktualisieren und dabei von anderen der gleichen Art zu unterscheiden ist. Das Einmalige kann durch seine spezifische Art-Eigenschaft, wenn nichts mit derselben Eigenschaft präsent ist, oder restringierend gestaffelte Art-Eigenschaften (*das blaue Kleid*) aufgerufen werden. Die direkte Anrede einer von mehreren anwesenden Personen erfordert oft so spezielle Eigenschaftsangaben, dass ein unmittelbarer Zugang erheblich ökonomischer ist. Dieser Zugang wird über einen Ausdruck hergestellt, der symbolisch-begriffliche Qualität nicht aufweist und vergleichsweise arbiträr sein kann. Denn Eigenschaften können sich im Lauf der Existenz ändern, ihr Träger aber bewegt sich auf einer kontinuierlichen Raum-Zeit-Spur. Er existiert in der realen Welt an spezifischen Raumstellen mit fixen Koordinaten oder Kohärenz bei Bewegung und kann über bestimmte Zeitintervalle hinweg als derselbe erkannt werden (Kontinuität), insofern jeweils ein zentraler Teil seiner Eigenschaften unverändert bleibt. Diese Existenz in Zeit und Raum, eine existentielle Finitheit, als Charakteristikum der Identität gilt es zu erfassen. Sie ist die Basiseigenschaft des Individuums, die es von anderen unterscheidet. Zu der im Vergleich zu anderen einmaligen Lage muß ein Zugang (Wahrnehmung, Diskursgeschichte, Redezusammenhang etc.) bestehen, in dem die Abgrenzung von seiner Umwelt und von Exemplaren seiner Art erfolgt. In fiktiven Welten ist der Zugang in spezifischer Weise eingeschränkt, funktioniert aber analog. Eine Fiktion stellt selbst das nötige Identifizierungswissen für die in ihr existenten Gegenstände bereit. Auch hier reichen minimale Wissensbestände, so dass von *Faust* auch reden kann, wer Goethe nie gelesen hat. Auch wenn die faktische Existenz eines Gegenstands begrenzt ist oder er nie außerhalb einer Fiktion existiert hat (*Atlantis*), kann in einer Diskursgemeinschaft über ihn geredet werden. In den

meisten Fällen wird der Hörer ein Wissen über den Gegenstand bereits haben, die Gebrauchsäußerung vermittelt weiteres Wissen.

Wer ein Individuum kennt, kennt mindestens einen Abschnitt seiner existentiellen Spur oder seinen Reflex in einer Kommunikationsgeschichte und kann es in seinen daran gebundenen Eigenschaften von anderen unterscheiden. Inwieweit diese Kenntnis die Kenntnis weiterer Eigenschaften beinhaltet, tut nichts zur Sache; sie werden als kontingente vom Namen gerade nicht repräsentiert.

Was immer für die soziale und räumliche Orientierung von Menschen relevant und individuierbar ist, kann einen Eigennamen bekommen: Menschen, Tiere, Orte (Gemeinde, Stadtteil, Straße etc.), Flüsse, historische Ereignisse, aber auch Bücher, Autos, Gebäude, Puppen, Handlungskomplexe etc. Viele Alltagsobjekte werden individuell nicht relevant und bleiben namenlos. Sie sind als Elemente einer Klasse zugänglich (*die Tür*), oft in Relation zu anderen Objekten oder Personen (*die Haustür, mein Computer, das Theater am Alten Markt*).

Die Vielzahl zu benennender Gegenstände hat in den meisten Sprachen zur Gliederung des Namensfelds in *Denominationsfelder* geführt, die differenziert sind nach Namen für Mitglieder bestimmter sozialer Gruppen, Namen für Angehörige des einen oder anderen Geschlechts, Namen für Orte, Gewässer, Straßen, Tiere etc. Diesen Feldern können formale Bildungsprinzipien entsprechen. Im madegassischen Personalartikelsystem verbinden sich die Morpheme mit Eigen- oder Gattungsnamen und markieren zugleich eine Dimension der Höflichkeit (vgl. Rasolosson 1997, 28):

- Geographische Namen werden mit *Am-/An-* präfigiert;
- Personennamen werden mit *Andria-* [männlich, Respekt] /*Ra-* [weiblich, Respekt] präfigiert (*Ra-koto*); zum Ausdruck von Vertrautheit wird Vornamen die Form *i* vorangestellt (*i Kòto*)

Die Kenntnis der sprachlichen Bildungsprinzipien erlaubt für einige Sprachen etymologisch-historische Ableitungen (*Ham-burg, Mont Blanc* etc.). In anderen sind sie willkürlich, so die balinesischen Eigennamen, die aus beliebigen Silben (allerdings gemäß dem Lautsystem) gebildet sind (vgl. Geertz 1983) und keinem Feld zuzuordnen sind.

Eigennamen stehen außerhalb des Lexikons einer Sprache<sup>1</sup>. *Denominationsfelder* sind anders organisiert als prädikative Wortfelder, deren Elemente auf einer Dimension unmittelbar gegeneinander - aufgrund differenzierender Merkmale - abgegrenzt sind und die als Lexikon mit Sinnrelationen und Wortfeldern dargestellt werden können. Ein *Denominationsfeld* ist keine Kollektion aller *x*, die aufgrund einer Eigenschaft denselben Namen erhalten. Basis ist die individuell geprägte Namenswahl im Rahmen gesellschaftlicher Regeln, die einen Konsens über die Namensgeltung gewährleisten. Die allgemeine Kenntnis dieser Regeln kann ein spezifisches Wissen über die Namensträger erzeugen: Wer *N*. heißt, hat die Eigenschaft *E*, denn (nur) wer *E* hat, darf den Namen *N*. erhalten. Darüber hinaus können soziale Determinanten zu entsprechenden Assoziationen

---

<sup>1</sup> Der Stand der Namenforschung ist in dem Handbuch von Eichler et al. 1995 und Debus & Seibicke 1993 zugänglich.

im Wissen führen. Die Kenntnis von Anwendungsregeln, auch vermeintliche Kenntnis (vgl. die Meinungen über die Namensgebung von Juden im 19. Jahrhundert bis zum Faschismus<sup>2</sup>), können im Zusammenspiel mit Assoziationen und Vorurteilen eine Stigmatisierung durch Namensgebrauch oder Namensverschiebung zur Folge haben. Die Koppelung an die Identität einer Person erlaubt Angriffe auf die Ehre durch Namensspott (Verballhornung, Anspielung, Anklang, Einsatz in pejorative Redensarten etc.). Bestimmte Namen machen bestimmte Träger oder Gruppen von Individuen kenntlich, gestatten Rückschlüsse auf faktische, zu unterstellende oder fingierte Eigenschaften wie das Geschlecht (*Paula*), regionale Herkunft (*Hauke, Frauke*), die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft (*Conrad Maria*), einer ethnischen Minderheit (*Cem*) etc. Diese Rückschlüsse sind immer mehr oder weniger unsicher, das so Gewußte kann sich als falsch herausstellen und sperrt sich doch oft gegen eine Veränderung, als handelte es sich um begriffliches Wissen aus dem komplexeren Teil des Symbolfelds.

Die nationalsozialistische Zwangsbenennung ab 1.1. 1939 wies jeder jüdischen Frau den Vornamen *Sara*, jedem jüdische Mann den Vornamen *Israel* zu. Diese Namen markierten Kollektive und machten die Träger ausgrenzend sichtbar, sie individualisierten nicht länger und wurden zu Appellativen. Wenige Vornamen blieben für die Benennung jüdischer Kinder frei.

Die Dominanz des prädikativen Moments in der Sprache sehen wir an den ständigen Versuchen, Namen zu motivieren. Kinder müssen erst lernen, dass solche Motivierung meist nicht greift. Der Übergang im Symbolfeld zum Eigennamen setzt einen Funktionsverlust von Charakteristika in Gang, meist schon beim ersten Träger. Auch der *Schnelle Hirsch* wird alt; das *Weißes Haus* muß nicht weiß sein, es spricht linguistisch nichts dagegen, es rot anzustreichen. Die einschlägige Kenntnis impliziert kein spezielles Wissen über den Gegenstand. 'Kenntnis' ist einem 'Wissen im engeren Sinne' (*Wissen<sub>2</sub>*) entgegenzusetzen, das stets sachverhaltsbezogen ist:

(13) Ich kenne ihn, aber ich weiß nichts über ihn/weiß nicht, wie er heißt.

(14) Ich kenne Peter/seinen Namen.

(15) \*Ich weiß Peter.

(16) <sup>?</sup>Ich weiß seinen Namen. [nur i.S. von: 'ich weiß, wie sein Name ist]

Die Differenzierung wird nicht in allen Sprachen gemacht, auch Linguisten sprechen vom 'grammatischen Kenntnissystem' - gemäß engl. *to know*.

Eine Kompensation für die bloße Identifizierungsfunktion des Eigennamens bietet der Spitzname, der Menschen aufgrund hervorstechender oder zugeschriebener Eigenschaften angehängt wird, um ein zusätzliches Charakteristikum zu transportieren. Die Benennung erlangt keine gesellschaftliche bzw. institutionelle Geltung. Sie erfolgt nicht unbedingt im Konsens, sie setzt sich allein

---

2 Bering 1987 behandelt jüdische Namen und ihre Stigmatisierung, Bering 1991 stellt den Namenskampf zwischen Goebbels und dem Berliner Vizepolizeipräsidenten Weiß dar.

durch den Gebrauch in einer Gruppe durch und kann mit deren Auflösung (z.B. am Ende der Schulzeit) verschwinden. Im Grenzfall wird nur der Name mnemotechnisch handhabbarer gemacht, so in der Verkürzung auf eine zwei-silbige Struktur (meist Pänultima + Ultima ohne Koda mit Nukleus *-i* im Auslaut und ggf. Reduktion eines komplexen Silbengelenks um den Einsatz der Ultima: *Hans -> Hansi, Klemens -> Klemi, Brigitte -> Gitti, Bernhard -> Berni* oder bei Mehrsilbern auf die Struktur: erste Silbe + *-i*: *Leutheusser-Schnarrenberger -> Schnarri*); möglich ist auch eine silbische Erweiterung (*Jan -> Janni*). Als Ausdruck von Zugehörigkeit können Spitznamen eine gewisse Vertrautheit ausdrücken.

Eine klassische Redeweise besagt, dass Eigennamen identifizieren, Gattungsnamen charakterisieren. Eigennamen repräsentieren demnach unmittelbar die Identität eines Gegenstands in Relation zu anderen. Gattungsnamen stellen den Bezug über eine dem Gegenstand zugewiesene Eigenschaft her; trifft sie zu und diskriminiert sie von anderen, die als saliente in Frage kommen, kann auf den gemeinten Gegenstand geschlossen werden. Der typische Namensgebrauch ist in drei Dimensionen zu erfassen:

(A) Dem Namen ist aufgrund vorgängiger Erfahrung oder expliziter Einführung ein Individuum als Träger fest zugeordnet. Das Individuum wird holistisch, als Einheit in seiner Identität, nicht begrifflich subsumierend wie mit dem Appellativ, erfaßt. Die Zuordnung besteht zwischen Elementen von Kenntnissystemen:

- (a) der Kenntnis des Namens N mit seinen Formeigenschaften;
- (b) der Kenntnis des Trägers T im Unterschied zu anderen Individuen;
- (c) der Kenntnis der zuordnenden Namensrelation zwischen N und T.

Die Kenntnisse sind Teil retrograder Gedächtnisfunktionen, die es gestatten, mit dem Namen den Träger repetitiv zu aktualisieren. Ein überindividuelles Namensgedächtnis gehört zum kollektiven Gedächtnis von Gruppen und Gesellschaften. Namenswahl und kommunikativer Umgang mit Namen sind kulturspezifisch. Der Name vermag den Träger so lange zu überleben, wie das Gedächtnis der Gruppe reicht, in der er verwendet wird, während der Gattungsname im sprachlichen Wissen verankert und an die Geschichte der Sprache gebunden ist. Im Extremfall stirbt der Namen mit dem Träger, so im Fall der auf Identitätsrepräsentation reduzierten balinesischen Eigennamen, die nicht gebraucht werden und die praktisch nur ihr Träger im Gedächtnis bewahrt (vgl. Geertz 1983).

(B) In der symbolischen Prozedur der Nomination greift der Sprecher unmittelbar auf das Hörerwissen zu.<sup>3</sup> Der Gebrauch des Namens setzt beim Hörer den Mechanismus des Memorierens in Gang und vermag die Kenntnis des Trägers zu aktualisieren, so dass er Diskursgegenstand werden kann. Der Name adressiert mit dem Träger verknüpfte Wissensstellen, die modifiziert,

---

3 Den Terminus "Prozedur" hat Ehlich 1991 eingeführt. Der allgemeinere Gebrauch von *Nomination* (Fleischer, Knobloch) verdeckt die Leistung der Eigennamen im Unterschied zu Gattungsnamen, die nun einmal semantisch gesehen Prädikate sind.

aufgefüllt oder neu besetzt werden können. Indirekt können über die differenzierende Gegenstandskenntnis hinaus gewußte Eigenschaften des Trägers ins Spiel gebracht werden, die für ein Verständnis des Gesagten entscheidend sind.

(C) Gesellschaftliche Regeln der Namenswahl können Schlüsse auf Trägereigenschaften wie z.B. das Geschlecht erlauben. Das darauf basierende Wissen ist vielfach unsicher. Ferner können sich an Namen Assoziationen über Trägereigenschaften aufgrund besonders hervorgehobener Träger oder vermuteter Motivationen der Namenswahl festmachen.

Die Kenntnis des Trägers basiert auf einem unmittelbaren (perzeptiven) oder kommunikationsgeschichtlich vermittelten Zugang und erlaubt wenigstens die Unterscheidung des Trägers von anderen Individuen (der gleichen Art). Kenntnis von T heißt also nur: T von allen anderen möglichen Gegenständen unterscheiden können, von einem beliebigen Gegenstand X sagen können, ob er T ist oder nicht. So kann die Standardverwendung an die Einführungssituation oder eine Präsentation zurückgebunden werden. Zunächst dürften ortsfeste Gegenstände der Wahrnehmung benannt worden sein, dann wiederkehrende Interaktionspartner. Ebenso wichtig - zumal im Zeitalter von Massenmedien - ist die Vermittlung der Namensrelation für absente, nicht wahrnehmbare Träger. Der Gebrauch ist an eine Kommunikationsgeschichte rückgebunden. Haben sich die einschlägigen Kenntnisse (Träger, Name, Träger-Name-Relation) verbunden, sind weder Präsenz noch andere situative Ressourcen oder eine Vorstellungsbildung vonnöten, anders als im Fall persondeiktischer Ausdrücke. Sie funktionieren über den (dynamisch vorzustellenden) Mechanismus des Erinnerns als Bewußtwerdung des Bekannten.

Bezeichnet man den mentalen Raum generell als Wissen ( $Wissen_1$ ), so kann Kenntnis als gegenstandsbezogenes Unterscheidungswissen vom Wissen im engeren Sinn als Sachverhaltswissen einschließlich Ereignis- bzw. Episodenwissens ( $Wissen_2$ ) getrennt werden. Bezogen auf die sprachtheoretische Trias von Realität (P), Wissen (II) und Versprachlichung (p) in der funktionalen Pragmatik (vgl. Ehlich & Rehbein 1986), läßt sich dies wie in Abb.1 illustrieren.

**[Hier Abb.1: Namen und Pragmatik einfügen!]**

Neurobiologisch scheint gesichert, dass mit Eigennamen eine spezifische Hirnregion angesprochen wird (vgl. Müller & Kautas 1996).

Eigennamen als Elemente des Symbolfelds repräsentieren die ihn von anderen unterscheidende Kenntnis eines Trägers T, die in der Gruppe G verbreitet ist, und (als minimales Charakteristikum) die Tatsache, dass T N heißt. Weiteres Wissen ist nicht notwendig, wenn auch meist vorhanden. In anderen Gesellschaften findet sich ein dominanter Gebrauch von Formen mit weiterem Charakteristikum, so im Fall der balinesischen Teknonyme: Wenn das Kind den



Ende des Benannten als Redegegenstand beendet ist; sie vollzieht sich inner-sprachlich wie außersprachlich mit charakteristischen Ausdifferenzierungen in der sprachlichen Form (*Aichach* hd. [‘aiçax] versus bair. [‘oaxa]; *Firenze* versus *Florenz*; [pa’ri:(s)]; [‘arafat] versus [ara’fa:t]).

- sie rekurren nicht allein auf sprachliches Wissen, sondern setzen wenigstens distinktive Gegenstandskennntnis - als Schnittstelle zur Realität oder zu Welten, in denen fiktive Gegenstände existieren - voraus; der memorierende Zugang muß Namenkennntnis und Gegenstandskennntnis verknüpfen;

- sie partizipieren nicht an Sprachwandelsprozessen im Bereich der Bedeutung wie sie für andere Ausdrücke typisch sind (Bedeutungsverschiebung etc.), sie sind auch resistenter gegenüber lautlichem und schriftlichem Sprachwandel. In vielen Sprachen entstehen Eigennamen aus Gattungsnamen, also innerhalb des Symbolfelds;

Die sprachliche Prozedur der *Nomination* ist *symbolisch-identifizierend*; die Welt der Gegenstände wird elementar und individualisierend erfaßt. Gattungsnamen sind - als Prädikate - symbolisch-charakterisierend. Sie erfassen die Wirklichkeit in der Form von Kollektionen des Gleichen, als Makrostruktur. Ihr genereller Zugriff macht sie mächtig, universell und weitreichend. Die engste Form des Prädikatsausdrucks bildet das Verb. Es drückt ein singuläres Charakteristikum aus. Erst wenn der Prädikatsausdruck im Kontext sprachlich determiniert oder als determiniert zu verstehen ist - aufgrund eines Determinativmorphems, der Konstruktion, Stellung etc. - verstehen wir ihn als gegenstandsbezogen. Das Gemeinte ist vielfach über weitere, restriktive Prädikatsausdrücke zu erschließen. Mit der Determination wird der Zugang im Wissen gebahnt. Wenn von *der Frau* die Rede ist, so ist es die Person mit diesem Charakteristikum, die unmittelbar zugänglich ist qua Vorerwähnung (Rede, Text), Salienz im Wahrnehmungsraum oder Relation zum Sprecher (‘Ehefrau’). Ist von *Angelika* die Rede, so wird die Kenntnis der situativ als singulär unterstellten Person aufgerufen, die bekanntermaßen den Namen *Angelika* trägt. Dies kann in beiden Fällen zu Mehrdeutigkeit führen: es sind mehrere Frauen anwesend, mehrere heißen *Angelika*. Hier kommt - wie bei allen Symbolfeldausdrücken - der propositionale Zusammenhang zur Hilfe, sofern ja wenigstens ein weiteres Prädikat gegeben ist, dessen Zutreffen u.U. verifiziert werden kann. Der Hörer weiß zuvor schon qua Zugehörigkeit zu einem Denominationsfeld, dass Susi eine Frau oder ein Mädchen ist. Er muß rekonstruieren, welche Susi der Sprecher kennt und ihm als bekannt unterstellt, und welche im Gesprächszusammenhang am ehesten gemeint sein könnte.

### **3. Verwendungsarten von Eigennamen**

Manche Schwierigkeit der Diskussionen über Eigennamen läßt sich darauf zurückführen, dass ihren unterschiedlichen Verwendungsarten im Handeln nicht genügend Rechnung getragen oder eine Art zum Maßstab gemacht wurde. Zum einen kommen Namen im Rahmen spezifischer Muster vor, die genauerer Untersuchung bedürfen, zum anderen dienen sie der Besetzung bestimmter

Positionen in der Verbalisierung von Propositionen. Hier folgt ein erster Überblick.

### 3.1. Denomination

Ein Individuum X wird aus der Menge möglicher Gegenstände (ostensiv bzw. deiktisch) herausgegriffen, identifizierbar gemacht und dann mit dem Namen N zum weiteren Gebrauch in der Bezugsgruppe versehen. Die Denomination ist eingebettet in eine deklarative Sprechhandlung. Der Name ist noch nicht in Geltung, u.U. fehlt den Rezipienten die Namenskenntnis, die mit einer Identifikation des Trägers verknüpft ist. Einem sprachlich identifizierten, singulären Gegenstand (Person, Sache) wird öffentlich ein Name zugeordnet, unter dem er künftig unmittelbar aufgerufen werden kann. Zweck ist, dass die Namenszuordnung Teil des Wissens (wenigstens der relevanten Gruppe) wird und der Name als Repräsentant der Gegenstandskenntnis für das Reden über oder mit X bereitgestellt wird. Die Denomination schafft das Gebrauchspotential einer symbolischen Prozedur. Der Name besetzt sprachlich eine prädikative Position und steht im Vordergrund (Hervorhebung durch Gewichtungsakzent); die Position, an der auf ein Individuum Bezug genommen wird, ist deiktisch, operativ oder (operativ+)symbolisch besetzt nach dem Muster:

- (18) Ich nenne *dich* Paula.
- (19) *Du* sollst Paula heißen.
- (20) Ich nenne *ihn* Heinz.
- (21) *Den Kater* nennen wir Heinz.

Die deklarative Sprechhandlung kann - insbesondere wenn Personen zu benennen sind - Teil eines institutionellen Verfahrens sein (Standesamt, spezielle Riten etc.), dessen Ergebnis gespeichert wird (z. B. im Geburtsregister). Die christliche Taufe allerdings ist ein Initiationsritus (*Taufen* beinhaltet das Untertauchen (got. *daupjan* 'eintauchen'), der den Namen des Täuflings schon voraussetzt:

- (22) "N, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes." (Katholische Liturgie)

Nicht jede Benennung führt einen Eigennamen ein. Die (oft von spezialisierten Agenturen erfundenen) Produktnamen sind Gattungsnamen, sie bezeichnen alle Objekte, die zu einer Klasse gehören. Diese Klasse läßt sich durch ein Bündel von Eigenschaften charakterisieren, z.B. Angabe von Hersteller, Produktionsart, Verwendung etc.. Ein Element der Klasse kann als Individuum speziell gekennzeichnet werden, etwa durch eine Seriennummer. Ob ein X dazugehört, läßt sich in einem Satz mit Objektdeixis als Subjekt und Gattungsname im Prädikativum (im Deutschen im Gegensatz zu Stoffnamen mit dem unbestimmten Artikel) ausdrücken:

- (23) Das ist ein Mercedes.

(24) \*Das ist ein Peter.

(25) Das ist Peter.

In den Wissenschaften kann der Gebrauch von Gattungs- wie Stoffnamen definitiv festgelegt werden (nach spezifischen Konventionen: sprachlich auf lateinischer Basis, epistemisch im Rahmen eines Klassifikationssystems, nach dem Entdecker oder Entdeckungsort etc.).

### **3.2.0. Verankerung der Namensrelation im Hörerwissen: Formen der Introduction**

Wenn dem Hörer eine bereits bestehende Namensrelation nicht bekannt ist, so kann sie ihm in Anwesenheit des Trägers diskursiv übermittelt werden (3.2.1.). Es kann auch zu einem schon verwendeten Namen die erforderliche minimale distinktive Gegenstandskenntnis nachgeliefert werden (3.2.2.). Schließlich kann die Namensrelation durch einen Text in einem spezifischen räumlichen Arrangement verdeutlicht werden (3.2.3.). Zweck ist jeweils die Übermittlung einer Kenntnis, die es erlaubt, unmittelbar mit X oder über X zu sprechen und den Namen in die soziale oder lokale epistemische Orientierung einzubeziehen. Drei Unterarten sind zu unterscheiden:

#### **3.2.1. Vorstellung**

Die anwesende, dem Hörer H zuvor unbekannt Person X wird von einem Dritten, der X und H kennt, identifizierbar gemacht (deiktisch, nonverbal (Geste, Blicksynchronisierung etc.)) und durch eine Prädikation als Träger des Namens charakterisiert. Anschließend kann der Hörer analog der Person X vorgestellt werden. Der Hörer partizipiert so an der Kenntnis der Bezugsgruppe. Fehlt ein Dritter mit entsprechender Kenntnis, kann der Unbekannte sich selbst vorstellen. Das Handlungsmuster der Vorstellung besteht somit aus zwei Verfahren: der Präsentation der Person (auch nonverbal möglich) und der Nomination, so dass die Namensrelation aufgebaut und im Wissen verankert werden kann. Eine abgeleitete Form ersetzt die Fremd- durch eine Selbstpräsentation. Auch hier besetzt der Name eine prädikative Position und steht im Vordergrund (Gewichtungsakzent).

(26) Darf ich vorstellen: Das ist Andrea Müller, das ist Vera Karlsson, zwei Mitarbeiterinnen unserer Agentur.

(27) Guten Tag. Blühmel ist mein Name. Kann ich Sie einen Augenblick sprechen?

(28) Hallo, ich bin (die) Gabi. [informell, nicht distanziert]

Zweck der Vorstellung ist die Ermöglichung direkter Kommunikation. Der jeweilige Hörer erhält Unterscheidungskwissen und Namenskenntnis für das künftige Reden mit T. Damit wird, sekundär, auch das symbolische Reden über T ermöglicht. Dem Vorstellen entspricht eine Situation, in der ein Gattungsname durch Präsentation gelernt werden kann.

### 3.2.2. Namenssupposition

Wenn dem Hörer zu einem Namensgebrauch die differenzierende Kenntnis des absenten Trägers fehlt, kann er sie erfragen. Oder der Sprecher vermittelt sie, weil er glaubt, dass der Hörer sie nicht besitzt. Der Name wird explizit in seiner Beziehung zum Träger eingeführt. Die Supposition als Akt (unselbständig) oder Sprechhandlung (selbständig) stellt einen spezifischen Gehalt, eine Verwendungsweise bereit. Der Träger muß dazu unabhängig vom Namen wenigstens minimal durch eine eingrenzende Eigenschaft charakterisiert werden. Dies geschieht durch eine Prädikation, die beschreibenden oder (mit bekannten Gegenständen/Personen) relationierenden Charakter hat. Die Subjektion des Satzes basiert auf der komprimierten Struktur: 'das x, das N heißt'. Der Zweck der Supposition besteht darin, die Personkenntnis als Teil der Namensrelation zu vermitteln und damit das Reden über den Träger zu erlauben. Das Verfahren ist rein sprachlich, da es an räumlicher Präsenz und Wahrnehmungsmöglichkeit fehlt. Ausgangspunkt ist also der Name, Zielpunkt seine Verankerung im Wissen. Der Name erscheint eher im Hintergrund, die Nominierung kann bereits im Rahmen der Subjektion erscheinen (S 3):

- (29) 1     Jan    Kennst du Jeannie?  
      2     Vater Nein.  
      3     Jan    Jeannie ist der kleine Hund von Vanessa.  
      4     Vater Ahà.  
      5     Jan    Jeannie hat heute ein Kind in die Backe gebissen...  
          (Jan: 6; 8 J.; 29.5.1997)

Die Supposition basiert auf den Prädikationen: 'x = Hund' und 'x = klein' (Verankerung im sprachlich-begrifflichen Wissen) und der Verdeutlichung der Beziehung zu Vanessa (Verankerung im Bereich des Persongedächtnisses als Kenntnissystem), die ihrerseits bekannt ist. Dies reicht, um den Namen in der beabsichtigten Darstellung im eigentlichen Sinne gebrauchen zu können. In Texten ist die notwendige Kenntnis durch Apposition des Namens zu vermitteln:

- (30) Bekanntlich ließ der listige Odysseus, als er die Insel jener menschenfressenden Sängern, der Sirenen, sichtete, sich an den Mast seines Fahrzeuges binden... (B. Brecht, Prosa I, Odysseus und die Sirenen, 207)

Die Kombination einer explikativen NP (Gattungsname (+ Attribut)) mit appositivem Eigennamen (dazu: Fabricius-Hansen & v. Stechow 1989) mag fehlende Kenntnis ausgleichen. Der indefinite Artikel indiziert fehlende Namenkenntnis und verstärkt den prädikativen Charakter der Konstruktion, so dass die Apposition als Ausdruck reiner Zusatzinformation betrachtet werden kann, auf die später nicht zurückgegriffen wird.

- (31) Seine Assistentin, Dr. Veronika Taubert, riß ihn aus seinen Gedanken.

(D. Schwanitz, Der Campus, 64)  
(34') Seine Assistentin, eine Dr. Veronika Taubert,...

### 3.2.3. Etikettierung

Die Etikettierung stellt eine topologischen Beziehung zwischen dem Namen und dem Träger her, rekonstruierbar wie folgt:

‘Der Name N ist dem nächstgelegenen x zugeordnet, das dem passenden Denominationsfeld zuzuordnen ist.’

Der Text mit dem Namen kann am Träger material fixiert sein (Namensschild), der Träger kann durch eine Zeighilfe (Wegweiser) oder die Positionierung in der Nachbarschaft bzw. im Raumbereich mit spezifischer Ausrichtung (Längsachse etc.) und gemäß bestimmten Konventionen (etwa für Landkarten) erschließbar sein etc. Der Zweck besteht darin, unkundige Rezipienten vom Namen zum Gegenstand zu leiten und so die Namensrelation im Wissen zu etablieren. Kundige können ihrer Kenntnis versichert werden. Die Namensrelation besteht aber schon, bevor und auch ohne dass ein Schild angebracht ist. Sie wird in einer spezifischen Textform zugänglich gemacht. Die Textualität ersetzt die Memoria. In der Inskription - außerhalb eines Satzzusammenhangs - geht ein differenzierender Artikel in der Regel verloren; auf der Landkarte steht *Alpen*, nicht *die Alpen*.

### 3.3. Nomination

In der nominativen Prozedur verwendet der Sprecher den Namen N als Zugang zu der beim Hörer unterstellten Kenntnis von Gegenstand und zugeordnetem Namen, um auf diese Weise eine Gegenstandsposition in einem Sachverhaltszusammenhang (Verbalisierung einer Proposition) unzweideutig zu besetzen. Eine Rekonstruktion des Verfahrens ist:

‘Das x, das unter das Prädikat P fällt, ist identisch mit dem x, das unter dem Namen N bekannt ist’.

Sie kennzeichnet die Prozedur als eine symbolisch-identifizierende, auf das Kenntnissystem gestützte, im Unterschied zur symbolisch-charakterisierenden, im begrifflichen Wissen fundierten Prozedur, wie sie mit Prädikatsausdrücken (Verb-, Adjektiv-, Appellativstamm) realisiert wird.

Mit dem Gebrauch des Namens wird der Träger für den Hörer in seiner Identität und existentiellen oder epistemischen Kontinuität symbolisch aktualisiert. Der Zugang erfolgt auf der Basis einschlägiger Kenntnis von Gegenstand (‘wissen, wer/was x ist’) und Namensrelation (‘wissen, wie x heißt’). Wird dieser Zweck erreicht, kann das Hörerwissen über den Träger erweitert werden. Wenn die Klarstellung des gemeinten Gegenstands möglichst eindeutig erfolgen soll, werden Namen präferiert. In der thematischen Fortführung bestehen je nach Vorgängerausdruck spezifische Präferenzen:<sup>4</sup> Anaphern können ökonomisch schon Präsentes aufgreifen, Kennzeichnungen bevorzugt werden, wenn

4 Genauerer dazu in Zifonun & Hoffmann & Strecker 1997: Kap. C6. Sacks/Schegloff 1978 formulieren für die personale Referenz eine Präferenz der Minimalität (Verwende nur eine Referenzform!) und des “recipient design” (Verwende erkennbare Referenzformen!).

ihr charakterisierender Teil lokal relevant ist, etc. Eine Gewichtung erfolgt bei Thematisierung, Kontrastierung, Relevantsetzung, sonst bleibt der Name im Hintergrund. Fehlt die Kenntnis und geht die Verwendung nicht als tentative Nomination durch, wird ein Übergang zur Namenssupposition (3.2.2.2.) initiiert:

- (32) Ulf de Zenka hot de Stellungsbefehl kriegt acht Monat↓  
 Beate Wer↑  
 Ulf De Zenka  
 Beate Wer isch des↑  
 Ulf Der also do weescht do de- • Schnellschwätzer de  
 Dummschwätzer do↑ • de Zenka wo mi\_m • Ding  
 zamme gschafft hot mi\_m Gerd do↑ • der Hans↑  
 Beate a\_so↑ • Was hot der kriegt↑  
 (Maurer & Schmitt 1994, 50 (adaptiert))

Für eine Nachfrage nach Personnamengebrauch ist das auf differenzierende Identitätskenntnis zielende *wer* ('wer ist das?'), nach Gebrauch einer Kennzeichnung ist *welcher/-e/-es* ('für welches x gilt: Px ?') typisch.

### 3.4. Tentative Nomination

Auch ohne vorgängige Kenntnis des Gegenstands X beim Hörer und ohne explizite Einführung kann ein Name N - gewissermaßen 'auf Kredit' - gebraucht werden; die Nomination nimmt etwas in Anspruch, was objektiv nicht gegeben ist - sei es, weil der Sprecher sich irrt, die Voraussetzungen des Hörers ignoriert etc. Der Name dient dann als Adresse für eine oder mehrere Prädikationen, unter der die Gegenstandsinformationen des Redezusammenhangs abgelegt werden können. Dies ist eine prozedurale Verwendung im Rahmen der Verbalisierung einer Proposition. Damit ergibt sich eine erste, zu erweiternde Gegenstandskenntnis. Zweck ist, die einlaufende Information unter der Adresse eines Individuums - repräsentiert durch N - zu bündeln. Das angelagerte Wissen sollte geeignet sein, den Gegenstand X für die Zwecke des Redens über X vorerst hinreichend von anderen zu unterscheiden. Für die direkte Kommunikation muß dies nicht unbedingt ausreichen. Eine Unsicherheit über die Kenntnis der Namensrelation oder die Memorierbarkeit auf Hörerseite kann intonatorisch markiert sein (leicht steigender Tonverlauf, evtl. Akzent), wie Sacks & Schegloff (1978, 154) mit einem Beispiel zeigen:

- (33) A: ...well I was the only one other than than the uhm tch Fords?,  
 Uh Mrs. Holmes Ford? You know uh/ the the cellist?  
 B: Oh yes. She's she's the cellist.

### 3.5. Anrede: Nominative und expeditive Prozedur

Wird eine anwesende Person mit ihrem Namen adressiert und nicht über sie prädiert, so wird die nominative Prozedur gleichsam kurzgeschlossen. Denn es wird nicht ein Zugang zum Zweck der Erweiterung des Wissens hergestellt,

der Adressat wird auf sich selbst verwiesen. Auf sich selbst nicht in seiner Identität, sondern in einer spezifischen Eigenschaft: als Handelnder. Das, worauf er mental gelenkt wird, ist die Hier-und-Jetzt-Position im aktuellen Handeln in ihrer Potentialität. Die Orientierung richtet sich auf das, was Rehbein (1977, 20f.) als "Handlungsfeld" bezeichnet hat: die möglichen oder faktischen Wege des Handelnden. Der Name öffnet nicht den Zugang zum Wissenssystem, er erscheint hier ins "Lenkfeld" "transponiert", realisiert eine "para-expeditive Prozedur" (Ehlich). Sie bewahrt stets eine Eigenständigkeit, sichtbar an der Gewichtung, auch wo sie parenthetisch in eine andere Äußerung eingelagert ist (vgl. Hoffmann 1998). Sie kann selbst eine Musterposition besetzen (*Heinz? - Was ist los?*). Als Anrede ist sie meist mit einer Nachbarhandlung verkettet. Aufgrund ihrer Unmittelbarkeit ist dieser Gebrauch nicht in allen Sprachen zulässig (Tabu etc.).

In manchen, auch ide. Sprachen wird der Gebrauch durch ein Vokativ-Morphem markiert, das die "expeditive Produr realisiert" (vgl. Ehlich 1991). Seine Zugehörigkeit zum Kasussystem - als propositional bestimmtem Markierungsmittel - ist fraglich. Als formale Markierung, primär bei Gattungsnamen, erscheint etwa die Kombination mit einer Interjektion wie altgriech.  $\omega$  [zugleich eine elementare Respektmarkierung], kurdisch *lo* oder ein Suffix (kurdisch *-ê* [fem.] *-ô* [mask.], *-ino* [Plural]). Meist wird die Anrede im Nominativ realisiert; im Neugriechischen kann der Nominativ oder der Vokativ erscheinen. Auch Sprachen ohne Kasussystem und außerhalb des ide. Zusammenhangs haben Vokativformen (z.B. Mohawk, Yapese - vgl. Blake 1994, 9,186).

Ist bei der Anrede die Dimension Respekt/Distanz markiert, wird der Name mit einem entsprechenden Substantiv (*Herr/Frau (+ Vorsitzende(r)/Doktor/...*) etc.) oder einem spezifischen Morphem kombiniert.

Im Standardfall alltäglicher Kommunikation wird die adressierte Person auf eine situativ naheliegende, nahegelegte, geforderte, erwartete Handlung oder Unterlassung orientiert. Die auszulösende Aktion kann auch sein: Konzentration der Aufmerksamkeit auf das Gesagte bzw. zu Sagende oder die Übernahme des Folgeturns. Die namentliche Addressierung wird gern an Diskursstellen eingesetzt, die das Gegenüber intensiv involvieren, im Zusammenhang einer Warnung, Kritik, potentiellen Eskalation etc. In Mehrpersonengesprächen erfordert das Turn-taking auswählende Ansprache und Zuwendung zur angesprochenen Person; statt repetitiver gestischer Äußerungen und Hörerdeiktika ist ein Name das Mittel der Wahl. Die Orientierung im Wahrnehmungsraum wird dadurch entlastet. Die adressierende Namensphrase steht außerhalb eines propositionalen Zusammenhangs, sie ist syntaktisch nicht integriert, sondern findet sich im Außenfeld eines Satzes, als Parenthese (dazu: Hoffmann 1998) eingelagert oder selbständig gebraucht. Der Aufruf mit einer Kennzeichnung - etwa wenn kein Eigenname zur Verfügung steht - ist indirekt adressierend:

(34) Als nächster spricht der Vertreter des Ministeriums.

(35) Was wünschen der Herr?

Schließt sich an das Reden mit T ein Reden über T an, wird eine Hörerdeixis eingesetzt. Die namentliche Anrede kann tabuisiert sein, so im balinesischen System, wo sie allenfalls gegenüber Kindern statthaft ist (vgl. Geertz 1983).

### **3.6. Nomination im Transfer**

Dies ist der defektive Fall, in dem der Sprecher den Namensträger nicht kennt, d.h. kein spezifisches, unterscheidendes Wissen über ihn hat, aber von seiner Existenz und seinem Namen Kenntnis erhalten hat. Der Name wird durch einen Vermittler aus der Situation der Selbstidentifizierung oder eines wiedergegebenen Gesprächs heraus in das Hörerwissen transferiert. Im Transferfall kann der Sprecher dem Hörer als eigentlichen Adressaten eine Identifizierungskennntnis unterstellen. Der indefinite Artikel - gelegentlich verbunden mit dem Adjektiv *gewisser/e/es*, - markiert die eigene fehlende Gegenstandskennntnis. Ansonsten finden wir solchen Gebrauch in intensionalen Kontexten.

- (36) A: Ein (gewisser) Klaus Mohl hat angerufen und wollte dich sprechen.  
B: Klaus Mohl? Das ist mein neuer Schachpartner/Kenne ich nicht.  
(37) Gibt es hier einen Klaus Mohl?

### **3.7. Periphere Verwendungen**

Eigennamen werden uneigentlich verwendet, wenn sie nicht auf ein Individuum bezogen sind und generell-charakterisierende Funktion haben. Im generischen Gebrauch wie in (38) (mit oder ohne indefiniten Artikel) werden beliebige Individuen in einer abwertenden Weise erfaßt, die paraphrasierbar ist durch: 'gewöhnliche Menschen, die einen solch gewöhnlichen Namen tragen könnten (x)'. Es handelt sich nicht um den abgeleiteten Fall einer Transposition in ein charakterisierendes Verfahren der Gegenstandskonstitution.

- (38) (Ein) Lieschen Müller begreift das nie.

Auch in prädikativer Verwendung kennzeichnet der indefinite Artikel eine (symbol-)feldinterne Transposition, einen Gebrauch als Prädikatsausdruck, bei dem eine hervorstechende Eigenschaft des Namensträgers ('tapfer wie/klein wie/stark wie...T') deskriptiv beansprucht und übertragen wird:

- (39) Er ist ein Napoleon.

In diesen Verwendungen können Eigennamen Eigenschaften prominenter oder typischer Träger transportieren. Namen werden häufig metonymisch verwendet:

- (40) Sie liest Goethe.  
(41) Der Buckingham Palast schweigt.

Ein Ortsname kann im kollektiven Gedächtnis die Kenntnis von Ereignissen in ihrer allgemeinen Relevanz repräsentieren (*Auschwitz, Seveso, Tschernobyl*).

Schließlich kann über den Namen in seiner (lautlichen bzw. graphischen) Materialität kommuniziert werden:

(42) Brischka ist ein ungewöhnlicher Name. Möchtest Du Brischka heißen?

#### 4. Resümee

Im Zentrum der Verwendungsweisen von Namen stehen Nomination (3.3.) und Adressierung (3.5.). Ohne vorgängige Denomination sind die Standardverwendungen aber nicht möglich. Dann bedarf es der Weitergabe des Namens für den Gebrauch durch die, die an der Benennung nicht partizipiert haben. Die kommunikative Bedeutung von Personennamen zeigt sich daran, dass sie in allen Verfahren, in der Vorstellung (3.2.1) und der Adressierung (3.5.) ausschließlich, einzusetzen sind. Personen ohne Namen sind für uns kaum vorstellbar, verbinde sich mit dem Name doch eine Identitätsrepräsentation.

Die Einführungsformen erklären die Standardverwendung nicht. Gemeinsam ist allen Gebräuchen außer den peripheren(3.7.) die Ausrichtung auf einen Zugang im Wissen, der einen Ort bereitstellt, an dem weiteres Wissen über den Gegenstand angelagert oder abgerufen werden kann. Der dauerhafte, ökonomisch nutzbare Zugang setzt unterscheidende Gegenstandskenntnis voraus.

Eigennamen gehören zu den sprachlichen Formen mit funktionaler Autonomie, sie bedürfen integrativ-syntaktischer Verfahren nicht. Bilden sie gleichwohl den Kopf einer Nominalphrase, so erfüllen die anderen Ausdrücke zusätzliche Funktionen (Distanzmarkierung, Anlagerung weiterer Informationen etc.).

Ohne eine Fixierung der Gegenstandswelt im Wissen, in einer spezifischen Kenntnis, wie sie der Eigename leistet, wären die sprachlichen Formen der Darstellung kaum denkbar. Personennamen erschließen und ordnen das nähere und weitere soziale Umfeld. Ortsnamen mit ihrer im Vergleich zu anderen Namen großen Reichweite sind das entscheidende Mittel geographischer Orientierung. Ihre Reichweite erlaubt die Unterstützung der Persondifferenzierung:

(43) Ulf Mer kenne uns doch haw\_ich gsacht des kann ned sei dass mer uns

Ulf kenne woher dann↓ •• Du bisch doch vun Mönnem haw\_i sacht

Ulf nää vun Mönnem bin i ned vun Mistelhofen bin\_i ah vun

Ulf Mistelhofen hot\_er gsacht↓

(Maurer & Schmitt 1994, 155 (adaptiert))

Bei fehlender Namenskenntnis dominieren relationierende Gegenstandsbestimmungen (*mein Freund, das Kind meiner Tochter* etc.) neben Persondeixis. Im folgenden Beispiel wird dieselbe Person in der wiedergegebenen Situation “dere Fra:” [Frau] gegenüber als “mein Freund” gekennzeichnet, der anwesenden Beate gegenüber mit “Gerd” - Gerd ist Beates Freund - identifiziert:

(44) Ulf Hab schun dere Fra: gsacht weil die siebzych Jahr alt is un e

Ulf bissel so-

- Beate hm  
 Ulf • pingelich also- • mein Freund den ich mitbring do  
 Ulf derfe Se ned erschrecke der sieht e bissel wild aus gell↑ [...]  
 Ulf des macht nix hot\_se gsacht↓ • wenn de Gerd röikumt  
 Ulf weescht mit seiner Statur un seim Zopf so kriegt die vielleicht  
 Ulf gleich en Herzinfarkt odder irgendwas↓  
 (Maurer & Schmitt 1994, 53 (adaptiert))

Institutionelle Formen (Bericht, erzählende Darstellung) erfordern eine Präzision, die den Gebrauch von Namen erforderlich macht. Der immer neue Rekurs auf sprachliches Wissen, um Objekte durch Generalisierung, Einschränkung und Determination im Zusammenspiel identifizierbar zu machen, ist aufwendig, bietet aber mit den Prädikaten zusätzliche Charakterisierungsmöglichkeiten. Aufwendig ist auch eine fortgesetzte deiktische Neuorientierung, ökonomisch ist die Anknüpfung im Wissen mittels einer Anapher, beide können jedoch zu Fehlorientierungen führen. Der Name als Konstante geteilter Kenntnis bietet eine eindeutig identifizierende und ökonomische Alternative. Wie es ohne geht, zeigt das abschließende Beispiel:

(45)

1 Peter Mensch [die] geht jo ausenanner wie so e Dampfnudel do↑  
*[Frau, die am Kiosk vorbeigeht]*

2 Peter (...) Die is früher immer in in Brücke-  
 Beate Wer↑ Kennsch du die↑ •

3 Peter kopf in (...) wo die Isolde noch bedient hot is die immer

4 Peter verkehrt↓ •  
 Beate  
 Müller Wo verkehr ghabt↑ In de Wirtschaft↑ ((kichert))

5 Peter Brückekopf↑ • Ja mit ihrem  
 Beate ((lacht))  
 Müller Un deshalb geht se so ausenanner↑

6 Peter Freund→ • so\_n blond/ Ich weiß ned ob se noch mit ihm- •

7 Peter Macker zusamme is do↓  
 Müller Hajo wō\_ma dauernd liegt do geht der

8 Müller Arsch schunn mol ausenanner↓ né  
 (Maurer & Schmitt 1994, 76 (adaptiert))

## 5. Literatur

- Berchem, Jörg (1991) Referenzgrammatik des Somali, Köln: OMIMEE.
- Bering, Dietz (1987) Der Name als Stigma, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bering, Dietz (1991) Kampf um Namen, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Blake, Barry J. (1994) Case, Cambridge: University Press.
- Bühler, Karl (1934/1965<sup>2</sup>) Sprachtheorie, Stuttgart: Fischer
- Debus, Friedhelm & Seibicke, Wilfried (hg.)(1993) Reader zur Namenkunde II. Anthroponymie. Germanistische Linguistik 115-118, Hildesheim: Olms.
- Ehlich, Konrad (1991) Funktional-pragmatische Kommunikationsanalyse, in: Flader, Dieter (hg.): Verbale Interaktion, Stuttgart: Metzler 127-143.
- Eichler, Ernst et al. (hg.)(1995) Namenforschung, Berlin: de Gruyter.
- Evans, Gareth (1982) The Varieties of Reference, Oxford: Clarendon.
- Fabricius-Hansen, Cathrine & v. Stechow, Armin (1989) Explikative und implikative Nominalerweiterungen im Deutschen, ZfS 8, 173-205.
- Frege, Gottlob (1975<sup>4</sup>) Funktion, Begriff, Bedeutung, Göttingen: Vandenhoeck.
- Geertz, Clifford (1983) Dichte Beschreibung, Frankfurt: Suhrkamp.
- Gutterer, Dietrich (1984) Die kleine Vollform und die große Leerform, in: Eschbach, Achim (hg.) Bühler-Studien. Bd.1, Frankfurt: Suhrkamp, 115-145.
- Hoffmann, Ludger (1991) Thema und Rhema, FL XXVI/1-2, 29-46.
- Hoffmann, Ludger (1996) Satz, in: DS 3, 193-222.
- Hoffmann, Ludger (1998) Parenthesen, LB 175, 299-328.
- Khan, Emir Djeladet Bedir & Lescot, Roger (1986) Kurdische Grammatik, Bonn: Verlag für Kultur und Wissenschaft.
- Knobloch, Clemens (1992) Eigennamen als Unterklasse der Nomina und in der Technik des Sprechens, Sprachwissenschaft 17, 451-473.
- Kolde, Gottfried (1995) Namengrammatik, in: Eichler, Ernst et al. (hg.) 400-409.
- Kripke, Saul A. (1972) Naming and Necessity, in: Harman, Gilbert & Davidson, Donald (hg.) Semantics of Natural Language, Dordrecht: Reidel, 253-355.
- Lerner, Yves & Zimmermann, Thomas E. (1991) Eigennamen, in: v. Stechow, Armin & Wunderlich, Dieter (hg.) Semantik, Berlin: de Gruyter, 349-369.
- Mill, John Stewart (1843/1993) Von Namen, in: Wolf, Ursula (hg.)(1993<sup>2</sup>) Eigennamen, Frankfurt: Suhrkamp, 43-62.
- Müller, Horst M. & Kutas, M. (1997) Die Verarbeitung von Eigennamen und Gattungsnamen, in: Rickheit, Gerd (hg.) Klinische Linguistik, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Quirk, Randolph et al. (1985) A comprehensive grammar of the English Language, London: Longman.
- Rasolosson, Janie Noelle (1997) Lehrbuch der madagassischen Sprache, Hamburg: Buske.
- Rehbein, Jochen (1977) Komplexes Handeln, Stuttgart: Metzler.
- Russell, Bertrand (1956) Logic and Knowledge, London: Allen and Unwin.
- Sacks, Harvey & Schegloff, Emanuel A. (1978) Zwei Präferenzen in der Organisation personaler Referenz in der Konversation und ihre Wechselwirkung,

in: Quasthoff, Uta (hg.) Sprachstruktur und Sozialstruktur, Königstein: Scriptor, 150-157

Schwitalla, Johannes (1995) Namen in Gesprächen, in: Eichler, Ernst et al. (hg.), 498-504.

Searle, John R. (1983) Intentionality, Cambridge: University Press.

Seiler, Hans-Jakob (1983) Namengebung als eine Technik zur sprachlichen Erfassung von Gegenständen, in: Allgemeine Sprachwissenschaft, Typologie und Textlinguistik. Festschrift für Peter Hartmann. Tübingen: Narr, 149-156.

Seiler, Hans-Jakob & Lehmann, Christian (hg.) (1982) Apprehension. Das sprachliche Erfassen von Gegenständen. Teil I. Tübingen: Narr.

Seiler, Hans-Jakob & Stachowiak, Franz-Josef (hg.) (1982) Apprehension. Das sprachliche Erfassen von Gegenständen. Teil II, Tübingen: Narr.

Tugendhat, Ernst (1975) Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie, Frankfurt: Suhrkamp.

Wittgenstein, Ludwig (1958/1971) Philosophische Untersuchungen, Frankfurt: Suhrkamp

Wolf, Ursula (hg.)(1993<sup>2</sup>) Eigennamen, Frankfurt: Suhrkamp.

Zifonun, Gisela & Hoffmann, Ludger & Strecker, Bruno (1997) Grammatik der deutschen Sprache, Berlin: de Gruyter.

Zink, Sidney (1993) Die Bedeutung von Eigennamen, in: U. Wolf (hg.) Eigennamen, Frankfurt: Suhrkamp, 151-178.

## 6. Quellen

Brecht, Bertolt (1980) Prosa. Bd.1-4. Frankfurt: Suhrkamp.

Maurer, Silke & Schmitt, Reinhold (1994) Small-Talk, Klatsch und aggressive Spiele. Tübingen: Narr.

Schwanitz, Dietrich (1995) Der Campus. Frankfurt: Eichborn.

Valentin, Karl (1985) Gesammelte Werke, Bd.1-2, München: Piper.

## 7. Transkriptionszeichen

□ Zeitachse (Partiturschreibung)

→ progrediente Tonführung

↓ fallendes Grenztonmuster

• kurze Pause

(...) unverständliche Passage

((1.2)) längere Pause (Dauer in Sekunden)

— Gewichtungsakzent (emphatisch)

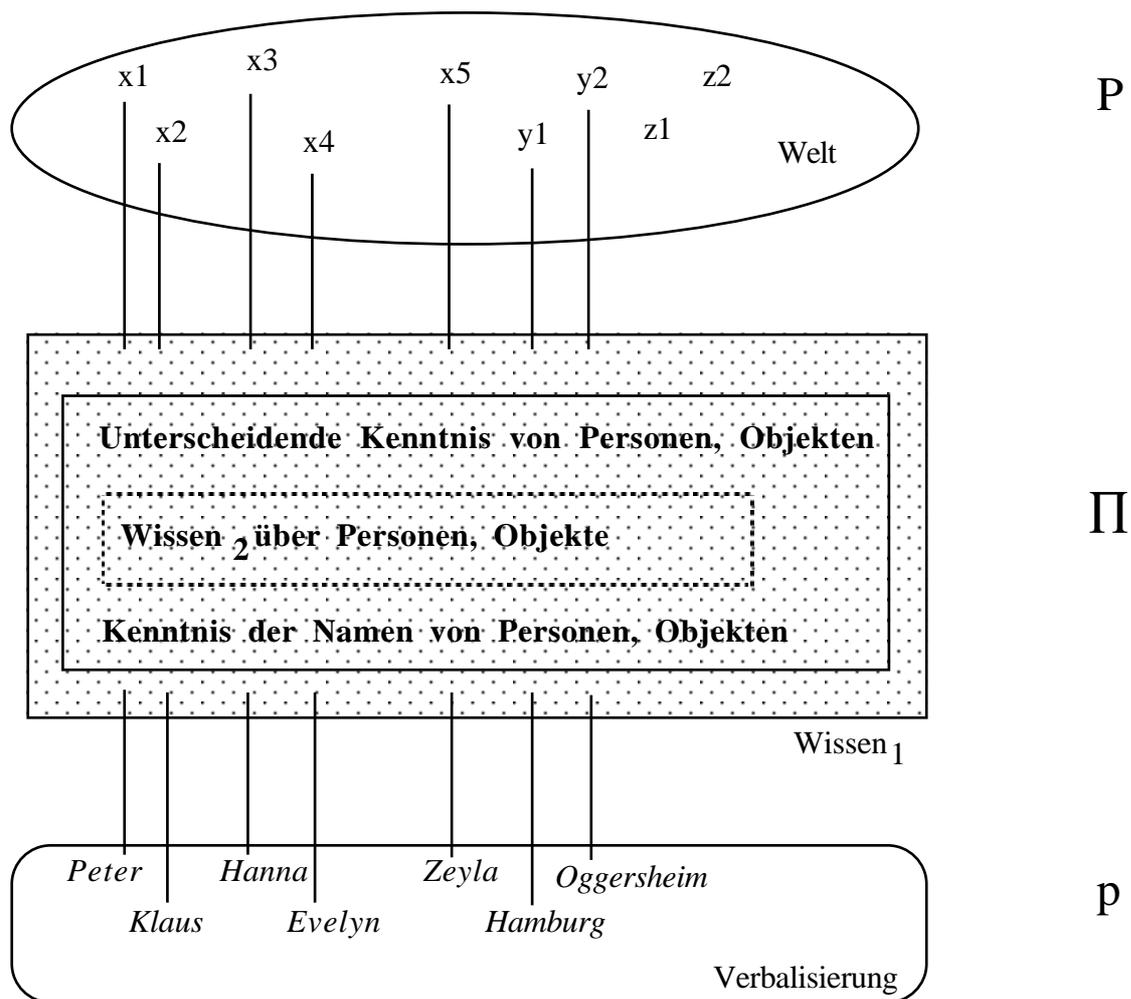


Abb.1: Namen und Pragmatik